



PAUL KALANITHI war Neurochirurg und Autor. Er studierte Englische Literatur, Biologie, Wissenschaftsgeschichte und Philosophie, bevor er die Yale School of Medicine absolvierte. Er starb im März 2015 mit nur 37 Jahren, während der Arbeit an seinem Buch. Er hinterlässt seine Familie, seine Frau Lucy und ihre Tochter Elizabeth Acadia.

Bevor ich jetzt gehe in der Presse:

»Sein Buch hilft auch allen, die den Tod noch in weiter Ferne wähen. Es hilft, sich die wirklich wichtigen Fragen zu stellen und zu beantworten. Kalanithi bringt die Dimensionen von Leben, Sterben und Tod in die richtige Ordnung.«

Die Welt

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Paul Kalanithi

BEVOR ICH JETZT GEHE

*Die letzten Worte eines jungen Arztes
an seine Tochter*

Aus dem Amerikanischen von
Gaby Wurster



PENGUIN VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »When Breath Becomes Air« bei Random House,
einem Verlag der Random House, Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

3. Auflage

Copyright © 2016 by Random House New York

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by

Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: FAVORITBUERO, München,

nach einem Entwurf von Liz Cosgrove und Rachel Ake

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10120-8

www.penguin-verlag.de

 Auch als E-Book erhältlich.

Für meine Tochter

*You that seek what life is in death,
Now find it air that once was breath.
New names unknown, old names gone:
Till time end bodies, but souls none.
Reader! Then make time, while you be,
But steps to your eternity.*

Baron Brooke Fulke Greville,
Caelica LXXXIII

INHALT

- 11 Vorwort von Abraham Verghese
- 19 Prolog
- 33 Teil I – Der Arzt
- 115 Teil II – Der Patient
- 185 Nachwort von Lucy Kalanithi
- 207 Dank

VORWORT

von *Abraham Verghese*,
Arzt und Schriftsteller
(»Rückkehr nach Missing«)

Beim Schreiben dieser Zeilen merke ich, dass das Vorwort zu diesem Buch eher ein Nachwort ist. Denn bei Paul Kalanithi ist jedes Zeitgefühl auf den Kopf gestellt. Als Erstes – oder vielleicht zu guter Letzt: Ich habe Paul erst nach seinem Tod kennengelernt. Erst als er nicht mehr da war, wurde er mir vertraut.

Unser erstes Treffen, Anfang Februar 2014, bleibt für mich unvergesslich. Er hatte in der *New York Times* gerade eine Kolumne mit dem Titel »Wie viel Zeit bleibt mir noch?« veröffentlicht, die bei den Lesern eine Welle überwältigender Reaktionen auslöste. Daraufhin wollte Paul mich besuchen, mit mir reden, wollte von mir Tipps in Bezug auf Literaturagenten, Verlage, Veröffentlichungsmöglichkeiten, denn er wollte ein Buch schreiben. Das Buch, das Sie nun vor sich haben. Ich erinnere mich, wie die Sonne durch die Magnolie vor meinem Büro fiel und folgende Szene beschien: Paul saß vor mir, seine schönen Hände waren außerordentlich ruhig, sein Prophetenbart war dicht und voll, und

seine dunklen Augen taxierten mich. In meiner Erinnerung hat das Bild etwas von einem Vermeer-Gemälde, eine Schärfe wie von einer Camera obscura. Ich weiß noch, dass ich dachte: Das musst du im Gedächtnis behalten. Denn was auf meine Netzhaut fiel, war kostbar. Kostbar, weil man sich im Zusammenhang mit Pauls Diagnose nicht nur dessen Sterblichkeit bewusst wurde, sondern auch der eigenen.

An jenem Nachmittag sprachen wir über alles Mögliche. Paul war leitender Assistenzarzt in der Neurochirurgie. Wahrscheinlich waren wir uns zu irgendeinem Zeitpunkt schon einmal begegnet, aber wir konnten uns an keine gemeinsamen Patienten erinnern. Er erzählte mir, dass er im Grundstudium in Stanford Englisch und Biologie im Hauptfach studiert, dann seinen Master in Englischer Literatur gemacht hatte. Wir sprachen über seine lebenslange Liebe zum Lesen und Schreiben. Mir wurde klar, dass er durchaus Englischprofessor hätte werden können und diese Richtung ja auch tatsächlich eingeschlagen hatte. Doch dann hatte er, wie sein Namenspatron auf dem Weg nach Damaskus, den Ruf gehört. Er wurde Arzt, träumte aber immer davon, auf irgendeine Art und Weise wieder zur Literatur zurückzukehren. Durch das Schreiben eines Buches. Vielleicht. Eines Tages. Er dachte, er hätte Zeit. Warum auch nicht? Aber nun war Zeit genau das, was er am wenigsten hatte.

Ich erinnere mich an sein schiefes, freundliches Lächeln, in dem man den Schalk ahnte, auch wenn sein Gesicht abgespannt und ausgezehrt war. Die Krebserkrankung hatte ihn sichtlich geschwächt, aber eine

neue Immuntherapie schlug gut an und gestattete ihm, ein wenig nach vorn zu blicken. Er sagte mir, dass er während seines Medizinstudiums davon ausgegangen sei, Psychiater zu werden, dann jedoch seine Liebe zur Neurochirurgie entdeckt habe. Dahinter stand weit mehr, als sich in die Komplexität des Gehirns zu verlieben oder die Befriedigung, seine Hände so zu trainieren, dass sie Wundertaten vollbrachten – es war Liebe und Einfühlungsvermögen für die Leidenden, für das, was sie durchmachten, und das, was er dagegen ausrichten könnte. Ich glaube, ich habe das weniger von ihm selbst gehört als vielmehr von meinen Studenten, die Paul für seinen festen Glauben an die moralische Verantwortung in seinem Beruf zutiefst bewunderten.

Und dann sprachen wir über sein Sterben.

Nach dem Treffen hielten wir über E-Mail Kontakt, aber ich sah Paul nie wieder. Ich tauchte wieder in meine eigene Welt aus Terminen und Pflichten ein und überließ es ihm, ob er mich sehen wollte – denn das Gefühl, eine neue Freundschaft pflegen zu müssen, war wohl das Letzte, was er jetzt brauchen konnte. Ich dachte jedoch viel an ihn und an seine Frau. Ich wollte ihn fragen, ob er schrieb. Fand er dazu die Zeit?

Als vielbeschäftigter Arzt hatte ich jahrelang selbst versucht, mir Zeit zum Schreiben zu erkämpfen. Ich wollte Paul sagen, dass ein berühmter Schriftsteller, der über dieses ewige Problem klagte, einmal zu mir gesagt hatte: »Wäre ich Neurochirurg und würde mich bei meinen Gästen entschuldigen, weil ich zu einer dringenden Kraniotomie gerufen wurde, würde keiner ein Wort sagen. Aber wenn ich verkünde, dass ich mei-

ne Gäste nun allein im Wohnzimmer sitzen lasse, weil ich hinaufgehen muss, um zu schreiben ...« Ich fragte mich, ob Paul das witzig gefunden hätte. Immerhin könnte er wirklich behaupten, dass er zu einer Operation gerufen wurde. Es wäre glaubhaft. Und dann könnte er stattdessen schreiben.

Während Paul an diesem Buch arbeitete, veröffentlichte er einen kurzen, bemerkenswerten Artikel in einer Ausgabe der Zeitschrift *Stanford Medicine*, der unserer Vorstellung von Zeit gewidmet war. Als ich seinen Artikel las, bekam ich ein tieferes Verständnis für das, was sich bereits in seiner Kolumne für die *New York Times* angedeutet hatte: Pauls Stil war faszinierend. Egal, worüber er geschrieben hätte, es wäre wortgewaltig und überwältigend gewesen. Aber er schrieb nicht über irgendwas – er schrieb über die Zeit und was sie nun, vor dem Hintergrund seiner Krankheit, für ihn bedeutete.

Aber das muss ich noch einmal sagen: *Seine Worte waren unvergesslich*. Sie kamen aus seiner Feder wie ein goldener Faden.

Ich las den Artikel wieder und wieder und versuchte zu verstehen, wie Paul das zustande gebracht hatte. Zunächst war sein Text melodisch, fast wie ein Gedicht, und hatte Anklänge an Galway Kinnell. (»Wenn du dich eines Tages / mit jemandem, den du liebst / in einem Café am Ende / des Pont Mirabeau an der Bar findest / auf der Weißwein in sich nach oben öffnenden Gläsern steht ...«, so Kinnell in einem Gedicht, das er in einer Buchhandlung in Iowa City deklamierte, ohne je in sein Manuskript zu blicken.) Doch da

war noch ein anderer Klang, etwas aus einem alten Land, aus einer Zeit vor allen Schanktresen. Als ich den Artikel ein paar Tage später noch einmal las, fiel es mir ein; etwas in Pauls Diktion erinnerte mich an Thomas Browne, der 1642 im damals üblichen Stil, mit beinahe archaischen Schreibweisen und Wendungen, die *Religio medici* verfasste. Als junger Arzt war ich besessen von diesem Buch, ich verbiss mich darin wie ein Farmer in den Versuch, einen Sumpf trockenzulegen, an dem schon sein Vater vor ihm gescheitert war. Ein fruchtloses Unterfangen, dennoch wollte ich unbedingt seine Geheimnisse aufdecken. Frustriert warf ich das Buch in die Ecke, dann nahm ich es wieder zur Hand, ich war mir nicht sicher, ob es etwas für mich bereithielt, dennoch spürte ich am Klang der Worte, dass es so sein musste. Ich hatte den Eindruck, dass mir ein entscheidender Rezeptor fehlte, der die Buchstaben zum Klingen brachte und mir ihre Bedeutung enthüllte. Doch so sehr ich mich auch bemühte, es blieb mir verschlossen.

Warum?, fragen Sie sich vielleicht. Warum habe ich beharrlich weitergelesen? Wen interessiert schon die *Religio medici*?

Nun, mein großes Vorbild William Osler hatte sich dafür interessiert. Osler, der 1919 verstarb, gilt als Vater der modernen Medizin in Amerika. Er liebte dieses Buch, es lag immer auf seinem Nachttisch, und er wollte mit einer Ausgabe der *Religio medici* begraben werden. Doch um nichts in der Welt konnte ich begreifen, was Osler darin gesehen hatte! Nach vielen Anläufen und nach einigen Jahrzehnten offenbarte sich

mir das Buch schließlich – dabei half eine zeitgemäße Überarbeitung in einer neueren Ausgabe. Ich fand heraus, dass der Trick darin bestand, es laut zu lesen, damit der Rhythmus nicht verloren ging: »Wir tragen in uns selbst alle Wunder, die wir in der Ferne suchen: ganz Afrika mit seinen Ungeheuern lebt in uns. Wir sind jenes unerhörte und kühn gefügte Stück Natur, dessen Betrachtung einem weisen Studenten alle Erkenntnisse in nuce bietet, die sich andere müheselig aus endlosem Stoff und Stückwerk aneignen müssen.« Auch den letzten Abschnitt in Pauls Buch sollten Sie laut lesen, dann spüren Sie diesen langen Atem, den Takt, zu dem man meint, mit den Füßen klopfen zu können. Aber wie bei Browne wird der Text Sie längst gepackt haben. Paul war ein Remake von Browne, dachte ich bei mir – oder, wenn lineare Zeit eine irri- ge Vorstellung des Menschen ist, ist vielleicht eher Browne ein Remake von Kalanithi. Ja, da dreht sich einem der Kopf!

Und dann starb Paul. Ich war bei der Trauerfeier in der Stanford Memorial Church, einer prachtvollen Kirche, die beim Trauergottesdienst brechend voll war. Ich saß ganz an der Seite und lauschte den bewegenden, mitunter heiser vorgetragenen Geschichten seiner engsten Freunde und seines Bruders. Ja, Paul war gegangen, aber merkwürdigerweise hatte ich das Gefühl, dass ich ihn erst jetzt kennenlernte, besser als durch seinen Besuch bei mir im Büro, besser als über die Artikel, die er geschrieben hatte. Er nahm Gestalt an in den Anekdoten, die in der Kirche erzählt wurden, Paul nahm Gestalt an durch seine liebenswerte Frau,

seine kleine Tochter, seine trauernden Eltern und Brüder und in den Gesichtern der vielen Freunde, Kollegen und ehemaligen Patienten, die den Raum füllten. Paul war auch später dabei, bei dem Essen unter freiem Himmel, wo so viele zusammenkamen. Ich sah ruhige, lächelnde Gesichter, als hätten die Menschen gerade etwas zutiefst Schönes erlebt.

Vielleicht sah mein Gesicht auch so aus, denn wir hatten im Ritual eines Gottesdienstes, im Ritual des liebenden Gedenkens und in den geteilten Tränen Sinnhaftigkeit gefunden. Und auch die Feier, bei der wir unseren Durst stillten und unsere Körper nährten und mit vollkommen Fremden sprachen, mit denen wir durch Paul ganz persönlich verbunden waren, war von Sinnhaftigkeit geprägt.

Doch erst als ich die Seiten bekam, die Sie nun lesen werden, zwei Monate nach Pauls Tod, hatte ich endlich das Gefühl, ihn richtig zu kennen, besser zu kennen, als hätte ich das Glück gehabt, ihn einen Freund nennen zu dürfen. In Pauls Worten lag eine Aufrichtigkeit, eine Wahrheit, die mir den Atem raubte.

Erleben Sie, wie Mut klingt, wie tapfer es ist, sich auf diese Weise zu offenbaren. Doch vor allem erleben Sie, was es heißt, weiterzuleben und die Leben anderer Menschen tief zu berühren, nachdem man tot ist, und zwar mit Worten. In unserer heutigen Welt, einer Welt asynchroner Kommunikation, in der wir uns so oft hinter Monitoren verstecken und unser Blick auf viereckige Geräte gerichtet ist, die in unserer Hand klingeln, und in der unsere Aufmerksamkeit von kurzlebigen Geschehnissen absorbiert wird – halten Sie

inne und treten Sie in einen Dialog mit meinem jung verstorbenen Kollegen, der nun alterslos in unserer Erinnerung lebt. Hören Sie Paul zu. Und hören Sie auf das, was Sie in der Stille zwischen seinen Zeilen zu ihm zu sagen haben. Darin liegt seine Botschaft. Ich habe sie erhalten. Ich hoffe, Sie bekommen sie auch. Sie ist ein Geschenk.

PROLOG

*Webster war ganz erfüllt vom Tod
Und sah den Schädel unterm Haar;
Brustlose Wesen in der Grube
Boten ihr lippenloses Grinsen dar.*

T. S. Eliot, *Unsterblichkeits-Wehen*

Ich klickte durch die CT-Scans, die Diagnose war eindeutig: Die Lunge war von unzähligen mattschwarzen Tumoren durchzogen, die Wirbelsäule deformiert, ein Leberlappen wie ausradiert. Krebs, der weit gestreut hatte.

Ich war Assistenzarzt in der Neurochirurgie und hatte gerade das letzte Jahr meiner Facharztausbildung angetreten. In den vergangenen sechs Jahren hatte ich eine Menge solcher Scans begutachtet, in der vagen Hoffnung, dass dem Patienten irgendwie geholfen werden könnte. Aber dieser Scan war anders, es war mein eigener.

Diesmal stand ich nicht im weißen Kittel und mit Handschuhen in der Radiologie – ich trug ein Patientenhemd, war an eine Infusion angeschlossen und benutzte den Laptop, den die Schwester mir überlassen hatte. Meine Frau Lucy, sie ist Internistin, saß neben

mir. Noch einmal ging ich die Aufnahmen durch: Lunge, Knochen, Leber. Ich scrollte von oben nach unten, von links nach rechts, dann wieder vor und zurück, genau wie ich es gelernt hatte – als könnte ich etwas entdecken, das die Diagnose verändern würde.

Wir lagen zusammen auf dem Klinikbett.

Lucy fragte ruhig, als würde sie es ablesen: »Meinst du, es besteht eine Möglichkeit, dass es etwas anderes ist?«

»Nein«, sagte ich.

Wir hielten uns eng umschlungen wie junge Liebende. Schon im vergangenen Jahr hatten wir beide den Verdacht, wollten es aber einfach nicht glauben oder auch nur darüber sprechen, dass in mir der Krebs wuchs.

Seit etwa einem halben Jahr verlor ich massiv an Gewicht und litt unter fürchterlichen Rückenschmerzen. Morgens beim Anziehen hatte ich den Gürtel erst ein Loch, dann zwei Löcher enger geschnallt. Schließlich ging ich zu meiner Hausärztin Vinitia, einer ehemaligen Kommilitonin aus Stanford. Doch in ihrer Praxis fand ich eine andere Ärztin vor, Vinitia war in Elternzeit. In einem dünnen, blauen Kittel auf einem kalten Untersuchungstisch liegend, beschrieb ich der Kollegin meine Symptome. »Klar«, sagte ich, »wäre es eine Prüfungsfrage – Patient, 35 Jahre mit unerklärlichem Gewichtsverlust und heftigen Rückenschmerzen –, wäre die Antwort eindeutig: Krebs. Aber vielleicht arbeite ich auch nur zu viel. Ich weiß es nicht. Zur Sicherheit würde ich gern eine Magnetresonanztomografie machen lassen.«